

Leseprobe

ADELINA ZWAAN

Only you

SIEBEN TAGE INSEL

ROMAN



Widmung

»Wer liebt, macht Fehler. Wir alle ... und niemand wird dir etwas anderes sagen können. Aber, wer wahrhaft liebt, redet darüber und löst die Fehler auf, damit wieder Platz für neue Liebe entsteht.«

Adelina Zwaan

Prolog

Mein Großvater starb als ich neun Jahre war. An Krebs. Einer von der fiesen Sorte und einer, der einem nicht einmal genug Zeit lässt, diese Nachricht zu

verdauen. Geschweige denn, nach der schrecklichen Diagnose tief durchzuatmen.

Nach einem halben Jahr folgte ihm meine kerngesunde Großmutter. Auf ihrer Beerdigung hörte ich, wie ein Nachbar meiner Mutter zuraunte: »Vermutlich erlosch ihr Licht mit seinem letzten Atemzug.«

Damals erfasste ich die Worte und ihr Gewicht, doch die Metapher blieb mir ein Rätsel, verborgen in den segensreichen Schatten der Unkenntnis. Jetzt strahlt sie mir ungefragt in voller Klarheit entgegen, wie ein Leuchtfeuer mitten in einer finsternen Nacht.

Heute erkenne ich das gesamte Ausmaß der geflüsterten Worte. Klar und deutlich liegt das Drama vor mir, das meine Großmutter ereilte. Ich kann es verstehen, weil es mich ebenfalls ereilt hat.

Keine Sekunde vergeht, ohne dass dieser unsagbare Schmerz meine Seele verschlingt. Mein Herz krampft bei jedem Atemzug, als ob ein unsichtbarer Holzpflöck es durchbohrt. Ich verzehre mich buchstäblich nach neuer Lebenskraft. Wie ein Wesen der ewigen Finsternis durchstreife ich die Nacht, auf der Suche nach dem berausenden Elixier des Lebens. Meine Gier nach einem Schluck Blut kennt keine Grenzen, obwohl ich weiß, dass ich niemals satt werde.

Beinahe zwei Jahre sind vergangen, seit mein Verlobter verstorben ist. Er hieß Torben. Noch immer fühle ich mich gelähmt. Ich begreife es nicht. Alte Menschen, kranke Menschen sterben, aber nicht er. Er war jung, gesund und hatte den Rucksack vollgestopft mit etlichen Zukunftsplänen.

Nachdem der Sarg in die Erde glitt, stieg der Groll auf. Unbändig und unzähmbar. Besonders als die Gäste an mir vorbeisritten. Sie blickten niedergeschlagen drein, schüttelten meine Hände und murmelten ehrlich gemeinte Beileidsbekundungen. Erst begriff ich die unwiderrufliche Tatsache seines Todes.

Mein Vater führt ein stadtbekanntes Hotel. Mein Gesicht ist stadtbekannt, der Autounfall war in aller Munde. Sämtliche regionale Tageszeitungen prügeln sich darum, das tragische Ereignis als Top-Thema zu vermarkten. Dank des niemals schlummernden Internets verbreitete sich die Nachricht von Torbens Tod in Windeseile. Ich erhielt unzählige Interview-Anfragen. War ich in der Stadt unterwegs, spürte ich mitleidvolle Blicke. Nicht nur dort. Auf der Arbeit, in der Freizeit ...

Ich hatte nicht schlecht Lust, allen meine ungefilterte Wut ins Gesicht zu schreien, damit sie damit aufhören, mich andauernd zu beobachten und endlich in aller Stille heulen ließen. Aber statt es zu tun, verbarg ich diese grausigen Emotionen unter einer tapfer lächelnden Maske.

Nächtelang hockte ich zusammengekauert im Wohnzimmersessel, kaute an meinen Nägeln. Im Dunklen. Stundenlang starrte ich die Haustür an und hoffte,

er würde heimkommen, damit sich alles als böser Traum entpuppt. Bedauerlicherweise wartete ich vergeblich.

Ich hatte ihn ja selbst zu Grabe getragen und unter Tränen Erde auf den Sarg fallen lassen. Damals hingen meine Gedanken zwischen den Welten und ich möchte sie auch heute nicht aussprechen. Nicht einmal denken.

Mit seinem letzten Atemzug erlosch das Licht in mir. Was übrig blieb, gleicht einem riesengroßen, emotionslosen ›Nichts‹, umgeben von einer dünnen Hülle aus hauchdünner, durchscheinender Haut. Es verzehrt mich seitdem, füllt mich dennoch mit Vakuum aus und beeinträchtigt das logische Denken.

Torben hatte den Wunsch, die Welt zu erkunden. Er plante, diesen Traum zu verwirklichen. Zuerst in Südtalien, wo er unter der südlichen Sonne das Dolce Vita erleben wollte. Doch bevor er es realisieren konnte, geriet er ins Schwärmen über weitere Sehnsuchtsorte, wie die Fjorde in Schweden oder das Frühlingserwachen in Paris. Leider verlor er sich dabei in der Aufzählung unzähliger Orte, ohne seine Pläne tatsächlich in die Tat umzusetzen.

Ich habe es übernommen. Anfangs hielt ich es für eine gute Idee gehalten. Wie gesagt: anfangs.

Seit diesem Frühjahr bin ich in Paris unterwegs. Jetzt neigt sich der August dem Ende zu. Was auch immer er hier gesucht hatte, offensichtlich bin ich blind dafür. Paris ist eine Großstadt. Turbulent, laut, eng.

Ich fühle mich wie ein gestrandeter Wal. Menschen eilen herbei, um mir zu helfen. Andere stehen abseits und rätseln über mein merkwürdiges Verhalten. Ebenso wie ich. Die schiere Masse meines Körpers erdrückt mich. Und ich kann nichts dagegen tun.

Eine Bewegung lässt mich aufhorchen. Ich spähe durch einen schmalen Türspalt zu einem großen Doppelbett. Ein Mann liegt darin. Er dreht sich, zieht sich die graue Bettwäsche über die schmale Hüfte und schläft friedlich weiter.

Das Schlafzimmer ist abgedunkelt. Seit zwei Tagen schlafen und essen wir darin. Mehrere benutzte Kondome, die auf dem Boden vor dem Bett verstreut liegen, deuten anschaulich darauf hin, womit wir uns die Zeit vertreiben. Ich korrigiere: Womit wir sie vertrieben haben, bis mich das Bild des gestrandeten Wals eingeholt hat.

Dann kribbelt für gewöhnlich alles in mir. Ich werde unruhig und will am liebsten laufen. Laufen, laufen, laufen ...

Seine Frau kommt heute Abend mit den Kindern zurück. Sie besuchen ihre Eltern. Wenn er täglich mit ihr telefoniert hat, schlüpfte ich auf Zehenspitzen ins Bad, damit er pünktlich um acht Uhr abends ungestört mit ihr sprechen konnte. Danach holte er sich von mir die Dinge, um die er sie nicht bittet, weil sie sein ›Engel‹ ist. Nein, er hat keine befremdlichen oder anormalen Fantasien.

Im Gegenteil. Die hat sie.

Er liebt es zärtlich, ganz sinnlich und fast ohne Berührungen auf Französisch ›unterhalten‹ zu werden, bis er heiser in das Kopfkissen wimmert. Gut, er hält es sich auf den Mund gepresst, damit die Nachbarn nichts von der spontan geschlossenen deutsch-französischen Freundschaft mitbekommen. Aber egal, denn anschließend bringt er mir eine französische Redewendung bei, bis wir es beide mehrmals wiederholen und immer heiserer hauchen.

Dafür, dass ich schnell wieder hungrig werde, kann er nichts. Er nicht. Nahezu selten funktioniert die Rettung von gestrandeten Walen. Liegt das riesige Tier erst einmal am Strand, ist es aus. Bringen die hilfsbereiten Menschen ihn ins Wasser zurück, robbt er sich unermüdlich zurück an Land. Wohl wissend, dass er sich damit vernichtet.

Er kann aber nicht anders.

Langsam streife ich mein geblümtes, löchriges Shirt über und schlüpfe in meine Schuhe, die im Flur stehen. Ich muss los. Wohin ist egal. Hauptsache, ich spüre Strandsand unter meinen Füßen.

Laufen, laufen, laufen ...

Leise verlasse ich die Wohnung, die bis unter die Zimmerdecke randvoll mit schlaun Büchern gestopft ist und mich an ein Museum für Literaturgeschichte erinnert.

Mit einer Tasche in der Hand, die mein ganzes Hab und Gut enthält, streife ich ziellos durch die Pariser Straßen. Auf einer steinernen Brücke bleibe ich das erste Mal stehen. Ich sehe zum ›Pont Changes‹, was exakt die Fließrichtung der Seine entspricht, die im Ärmelkanal endet.

Meine Hand gleitet über den warmen, kunstvoll behauenen Sandstein und fühlt sich dabei selbst wie ein Teil davon an. In der Ferne kündigt der östliche Morgenhimmel einen neuen Tag an und koloriert den Horizont zartviolett. Für Anfang August ist es kühl, was mich allerdings wenig interessiert.

Ich ignoriere die wunderschönen Farben, mit denen der Himmel die meisten Menschenherzen erfreut. Meins erwärmt sich nicht einmal mehr an dem erhabenen Anblick der aufgehenden Sonne. Genauso wenig, wie an dem Anblick des umgänglichen Mannes, der vorhin zufrieden neben mir im Bett schlief.

Ein absurder Gedanke lässt sich nicht mehr vertreiben.

Mehrere Male wende ich meinen Kopf in alle Richtungen und entdecke niemanden. Ich schreite auf eine Einbuchtung zu, lasse die Reisetasche fallen und streife die Schuhe ab, die einst bessere Tage gesehen haben. So wie ich einst auch.

Das kommt mir heute Ewigkeiten vor.

Barfuß klettere ich auf die Brüstung und richte mich zittrig auf. Erleichtert atme ich aus, weil das erstaunlich einfach geht. Furchtlos blicke zum fließenden Gewässer hinab. Ich breite die Arme aus und mache mich bereit, weil ich aufhören möchte, zu leben.

Genau jetzt.

Mir ist es verhasst, den Lebenden beim Lächeln zuzusehen, während ich mich innerlich mausetot fühle. Ich möchte da sein, wo er ist. Wo auch immer er ist, wie auch immer es dort ist. Ohne ihn fühle ich mich schrecklich einsam und bringe die Kraft nicht mehr auf, um so zu tun, als würde ich leben.

Eine Träne tropft in die Tiefe. Sie mischt sich mit dem dunklen Wasser, das einen weiten Weg aus dem Westen zurückgelegt hat, um hier die Hauptstadt Frankreichs zu durchqueren. Langsam schließe ich meine Augen und bereite mich innerlich darauf vor, mich diesem Strom zu überlassen.

Jemand ruft.

Ich schrecke zusammen und schaue mich nervös um, entdecke jedoch niemanden. Keiner ist da, der dieses heisere »Nein« hätte schreien können. Schleunigst schließe ich meine Lider, um zu Ende zu bringen, was ich unverzagt angefangen wollte.

Doch halt ...

Ein Gesicht erscheint vor meinem inneren Auge. Ich kenne das gefällige Antlitz. Das, welches mich seit einem tragischen Autounfall vor Monaten nicht mehr betrachten kann und mich dadurch in einen Strom reißt, der mir zu schnell fließt. Willenlos treibe ich darin umher und pralle gegen allerlei Felsbrocken und Baumstämme. Einfach an alles, was darin mitgerissen wird. Da kann ich mich auch gleich in die Seine werfen und sehen, ob sie mich zu ihm trägt.

»Nein«, höre ich wieder ganz deutlich.

Geschockt und mit weit geöffnetem Mund stehe ich auf der Brüstung. Abermals ist niemand zu sehen. Bilde ich mir das ein?

Verwirrt schaue ich an mir hinab. Meine Hände zittern. Eine Windbö hebt meine blonden Haare an, obwohl es absolut windstill ist.

»Aber ich möchte so gerne zu dir«, krächze ich mit belegter Stimme.

Wieso ich mit ihm spreche, kann ich nicht erklären. Da ist dieses flüchtige Bauchgefühl und das Bild vor Augen. Mehr Wunsch als Tatsache und zu meinem Bedauern schneller wieder zu Staub zerbröselt, als mir lieb ist.

Mir kommt es vor, als würde der Wind abermals zärtlich über meine rechte Wange streifen. Ich glaube, ich werde irre. Hastig hopse ich von der Brüstung, schlüpfe in die Schuhe und schnappe geschwind meine Tasche. Keine Ahnung, was hier vor sich geht, aber mir stehen urplötzlich sämtliche Härchen ab.

Kopflös renne ich durch die Straßen, rempele versehentlich Menschen an, die auf dem Weg zur Arbeit nicht schnell genug beiseite springen. In letzter Minute weiche ich einem hupenden Taxi aus.

Atemlos komme ich am Park Bois de Vincennes an, ein wunderschöner Park und eine von zwei grünen Lungen der Stadt. Hier gibt es hohe Bäume, drei künstliche Seen, ein Schloss und endlose Wanderwege.

Flugs verstecke ich mich mit angezogenen Beinen unter dem erstbesten Baum, den genug Buschwerk umgibt. Selbst nach einer ganzen Weile kann ich mich nur schwerlich entspannen. Mein Herz klopft. Ich spüre es bis unter der Schädeldecke pochen.

Tränenüberströmt und von mir angewidert, wiege ich mich unentwegt vor und zurück. Will er ernsthaft, dass ich dieses sinnlose, beschissene Leben weiterlebe, welches mein Herz momentan schneller entleert, als ich es auffüllen kann?

»Was soll ich tun?«, schreie ich weit vornübergebeugt und mit dem Mut einer Verzweifelten in den morgendlich verlassenen Park. Allein das Blattwerk raschelt, was die einzige Antwort bleibt.

Mit Händen vor meinem Gesicht weine ich mich in den Schlaf, der seit Jahren nicht wirklich einer ist.



In meiner Nähe raschelt das Unterholz. Staubtrockene Laubblätter zerfallen unter einem Gewicht zu Staub. wie meine damaligen Träume an das Leben. Zu müde, um die Augenlider zu heben, ignoriere ich selbst die typisch penetrante Duftnote von Kernseife.

Jemand stupst mich an. »Hey, du! Mach die Augen auf.«

Die Welt kann mich echt gernhaben. Ich reagiere nicht auf das anhaltende Rufen, drehe mich stattdessen auf die andere Seite. Aufdringlich tippt jemand an meinen Oberarm.

»Hey, du. Mach schon die Augen auf!«

Übermüdet von der kurzen Nacht öffne ich meine Augen, die sich nach dem Weinen aufgequollen anfühlen. Schwerfällig richte ich mich auf und schaue in ein faltiges, aber lächelndes Gesicht.

Ich erblicke einen Mann, der sich zu mir hinab beugt. Ich schätze ihn auf fünfzig Jahre. Nachdem er lange mein Gesicht mustert, setzt er sich neben mich und zieht seinen blauen, abgewetzten Rucksack näher. Er kramt darin und fragt zeitgleich: »Nimmst du Drogen?«

»Nein«, antworte ich wahrheitsgemäß und nehme den Duft von Käse und Salami wahr.

»Da, iss das. Du siehst hungrig aus. Ich habe es aus der Küche im Wohnheim gemopst.«

Unweigerlich frage ich mich, wie es aussieht, wenn ich hungrig bin. Ich meine, mein Magen knurrt, aber woran erkennt es der fremde Mann? An den Augen, an einer fettigen Haarsträhne?

Argwöhnisch betrachte ich ihn, während er in seine Hälfte des geteilten Sandwiches beißt und in den Park schaut, in dem um diese Uhrzeit nur vereinzelt Jogger mit gigantischen Kopfhörern ihre Runden drehen.

»Na mach schon, Kind«, raunt er mir aufmunternd zu.

Hartnäckig wedelt er mit dem üppig belegten Brot unmittelbar vor meiner Nase herum, damit ich endlich zugreife. Dankend nehme ich das angebotene Brot entgegen und beiße ausgehungert hinein.

»Wo kommst du her?«, erkundigt er sich.

»Deutschland.«

»Aber echt. Das höre ich am Dialekt. Von wo genau kommst du?«

»Ich bin in der Nähe von Plön aufgewachsen.«

»Plön, Plön ... ne, kenne ich nicht. Nie davon gehört. Liegt das in der ehemaligen Ostzone? Kein Wunder, dass du so spindeldürr bist. Monsieur Adolf hat wohl nichts als verbrannte Erde hinterlassen und ihr armen Leute müsst nun den Kitt aus den Fenstern futtern. Ich sehe es in den Berichten, die mittwochs auf ›Kanal 5‹ laufen. Rund um die Uhr«, murmelt er.

Zeige- und Mittelfinger hält er sich unter die Nase, um den Schnurrbart zu imitieren. Danach widmet er sich dümmlich kichernd seinem appetitlich duftenden Sandwich.

»Ja, ja, hinterher ist man immer schlauer. Und du, Madame Boche, weißt nun bestimmt, zu welcher Gelegenheit deine Großeltern den rechten Arm besser unten gelassen hätten, nicht wahr?«

»Alle Welt schmiert mir ständig die deutsche Vergangenheit aufs Brot. Und zu deiner Frage, ob meine Großeltern die rechte Hand gehoben haben: Sie sind tot. Wie die Klischees, die ich ermüdend finde. Alle Welt glaubt ja auch, dass ihr Franzosen rund um die Uhr Froschschenkel und Schnecken esst, sofern ihr keine Liebe macht. Lass mich also mit blöden Klischees in Ruhe.«

»Lassen wir die Liebe besser außen vor. Davon habe ich keine Ahnung. Plön, sagst du? Aber echt, nie davon gehört.«

Er lacht, knabbert einen riesigen Happen ab und kaut ihn sorgsam durch. Nebenbei scheint er genauestens zu überlegen, wo dieses Plön liegt, welches er nicht kennt.

»Das liegt in Norddeutschland. Im Westen«, erkläre ich die grobe Region, bevor er weiter nachhakt.

»Ist es schön dort in Norddeutschlands Westen?«

Ich halte inne und sehe kurz an diesen komischen Kauz herab. Viele Menschen interessiert es nicht die Bohne, wo ich herkomme. Die meisten fragen, wo ich hinwill. Was das betrifft, kann ich prima lügen und säusele dann immer süßlich, wie eine, die es absolut nötig hat: Mal sehen, vielleicht zu dir?

Erwartungsvoll schaut mich der an den Schläfen stark ergraute Mann an. Seine Augen sind von einem eigenartigen Braun und wirken befremdlich vertraut.

»Ja«, antworte ich leise, »sehr märchenhaft.«

»Aber echt. Warum sitzt du dann mutterseelenallein hier im Dreck herum?«

»Vielleicht, weil damit ich dir begegne?«, entgegne ich mit einer Gegenfrage.

Er legt seinen Kopf weit nach hinten und lacht ausgelassen. »Na, dann kannst du ja jetzt heimfahren. Nach Plön. Ich würde gerne mitkommen, aber die Heimleitung lässt mich nicht aus den Augen. Aber echt, die sind furchtbar anstrengend. Und erst das Fernsehprogramm dort. Oh, là là.«

»Jean-Paul, warum sitzen Sie hier im Unterholz und nicht bei den anderen?«

Eine untersetzte Frau, die das sagt, hat uns im Unterholz entdeckt. Über ihre Schulter wirft sie rasch einen Blick zu einer Gruppe Menschen, die es sich auf zwei Bänken am anderen Ende des Parkes gemütlich machen und angeregt miteinander plaudern. Sie lachen ausgelassen und gestikulieren wild mit Händen und Füßen. Offenbar ist sie wenig davon angetan, dass sich der Mann hier bei mir aufhält.

»Aber echt, Madame Christine. Die sind doch alle zurückgeblieben. Besonders Claudine, die ständig meine Hand halten will. Eine furchtbar aufdringliche Person. Und sie stinkt. Da sitze ich lieber bei der kleinen, hübschen Mademoiselle Boche. Sie ist extra meinetwegen aus Deutschland hergekommen. Stellen Sie sich das einmal vor. Sie kommt extra aus Plön, um mich heute zu treffen. Sagen Sie mir also, warum ich nicht hier im Unterholz sitzen soll, sondern bei den Schwachmaten aus dem Bekloppten-Wohnheim?«

»Boche« nutzen die Franzosen abwertend für Deutsche.

»Jean-Paul, ich freue mich darüber, wenn Sie neue Freundschaften schließen. Besonders mit den Deutschen. Aber echt, gewöhnen Sie sich bitte bloß schnell das ekelhafte »Boche« ab und kommen Sie sofort mit zu den anderen. Wir warten auf Sie. Der Frühsport ist vorbei und Sie haben sich wie immer gekonnt davor gedrückt. Wir wollen frühstücken gehen. Na los, hopp, hopp!«

Schwerfällig rappelt sich Jean-Paul auf, protestiert und murrte, wie ein übel gelaunter Künstler, dem seine Muse nicht still genug sitzt. In Manier der alten Schule verbeugt er sich manierlich und nimmt eigens dafür seine Baskenmütze ab. »Hat mich sehr gefreut. Adieu, Mademoiselle Boche und Ihnen eine angenehme Heimfahrt.«

»Adieu, Monseigneur Jean-Paul und vielen Dank, für das köstliche Sandwich.«

Ungestüm winkt er ab und klopft sich auf dem Kiesweg stehend seine Hosenbeine ab. »Ach, schon gut. Und richten Sie Monsieur Adolf aus, er soll sich aus Europa verpissen.«

Schwerfällig stapft er davon und wirft sich lässig den altmodischen Rucksack über die Schulter. Unverständlich brabbelt er in seinen nicht vorhandenen Bart, wie sehr ihn die Idioten aus dem Wohnheim anstinken.

»Entschuldigen Sie bitte seine Wortwahl. Wie Sie sicherlich bemerkt haben, ist er kognitiv massiv ... nun ja, eingeschränkt.«

»Alles gut. Wir haben uns wunderbar verstanden. Er war sehr lieb.«

»Das ist er. Na, dann ... Ihnen eine gute Heimreise.«

Ich möchte ihr widersprechen und setze dazu an, doch sie huscht bereits zu Jean-Paul und hilft beim korrekten Anlegen des Rucksacks. Auf die Betreuerin gestützt, stapft er davon. Immerfort möchte er wissen, ob sie Plön kennt, ob es die Kleinstadt überhaupt gibt, oder ich ihm einen riesengroßen Bären aufgebunden habe und lüge, weil ich mit Herrn Adolf unter einer Decke stecke.

Was Jean-Paul mir gesagt hat, klingt simpel. Dennoch ziehe ich es seit Ewigkeiten nicht in Betracht. Nun hinterfrage ich, warum ich nicht einfach nach Hause fahre. Auf die märchenhafte Insel, die mir unvermittelt unsagbar fehlt.

Aufgeregt greife ich zu meiner Tasche, in der ich mein Prepaidhandy für Notfälle aufbewahre. Es ist die einzige Kontaktmöglichkeit nach Hause. Ich nutze sie ausschließlich, um mich bei meinen Eltern zu melden. Meistens bleibt es ausgeschaltet.

Lange liegt es in meinen Händen, bis ein Windhauch mein Gesicht streift. Weit und breit ist niemand zu sehen, dennoch erkundige ich mich flüsternd: »Du möchtest, dass ich zu Hause anrufe?«

Einige Tränen quellen über die Unterlider, weil eine Antwort ausbleibt. Schon klar. Es bleibt allein meine Entscheidung, ob ich anrufe. Aus dem Jenseits kann niemand Antworten erwarten.

Erneut schaue ich auf meine Hände hinab und stelle überrascht fest, dass ich die grüne Taste längst betätigt habe. Die Verbindung ist hergestellt.

»Inken, Kleines?«, höre ich meinen Vater, der sich am anderen Ende der Leitung meldet. »Bist du es? Gott sei Dank. Endlich ein Lebenszeichen von dir.«

Ich wische meine Wangen trocken, nachdem ich das Telefon zum Ohr hebe und die unterdrücke, die nachkullern wollen. Mir tut es unglaublich gut, seine vertraute Stimme zu hören.

»Enrik? Ja, Hallo, ähm, ich habe eben Jean-Paul getroffen und nett mit ihm geplaudert. Jetzt komme ich heim. Bin aber komplett abgebrannt und wollte fragen, ob du mir für die Fahrkarte bitte leihweise Geld per Western Union überweisen kannst.«

»Wann?«

»Jetzt?«

»Geht in Ordnung. Spätestens in fünfzehn Minuten hast du genug, damit du nach Hause kommen kannst.«

»Herzlichen Dank. Ich meine, natürlich nur, wenn es euch nichts ausmacht.«

»Was für eine Frage. Wir freuen uns. Du kommst wirklich?« Eine Spur Hoffnung schwingt in seiner Stimme mit.

»Ja, ich komme heim.«

»Madeline«, säuselt er tief bewegt meiner Mutter zu, die sicherlich neben ihm steht, »stell dir vor, unsere Inken kommt endlich wieder nach Hause.«

Montag

Langsam rollt der kurze Zug in den Kopfbahnhof ein. Quietschend bremst er ab, bevor er endlich zum Stillstand kommt. Rasch öffnen sich die Türen der Wagons, nachdem das pfeifende Geräusch den eiligen Passagieren signalisiert, dass dies jetzt möglich ist.

In Windeseile steigen die Ersten von ihnen aus und wälzen sich über den Bahnsteig. Jeder ringt um den besten Platz.

Von dieser mitreißenden Welle erfasst, gleite ich ungewollt zwischen hunderten von Menschen eilig zum Stationsgebäude. Unweigerlich erinnere ich mich an die Lottokugeln aus dem Fernsehen, jede von ihnen auf der Suche nach seiner individuellen Bestimmung im Gewirr des riesigen Ziehungsstrommel mit nur einem Fangarm.

Niemand möchte auf dem zugigen Bahnhof länger verweilen als unbedingt nötig. Ich erst recht nicht. Auf die eine oder andere Weise allerdings schon.

Kräftig atme ich ein, bleibe stehen und versteife mich innerlich. Für einen Moment verweile ich, weil sich urplötzlich etwas in mir weigert, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Obendrein steigt der vertraute Geruch der Heimat in meine Nase. Was mache ich hier bloß?

Das liegt an dem großen Plöner See, an dessen Nordufer der Bahnhof angrenzt. Idyllisch und vermutlich Deutschlands schönst gelegener Bahnhof. Kein Wunder, dass er oft als Filmkulisse genutzt wird.

Für gefühlsduselige Momente auf einem Bahnsteig mit ankommendem Zug bleibt jedoch wenig Zeit. Das fühlt ähnlich an, als würde ich auf einer Rolltreppe, die nach unten rollt nach oben laufen.

Geht, fragt sich aber wie. Die Menschen, denen ich dabei in die Quere komme, finden das alles andere als intelligent. Oder lustig.

Sie schubsen, stoßen und rempeln, um mich in ihrer Strömung mitzureißen. Alles rings um mich drängt sich unaufhaltsam in die Richtung, in der ihre Liebsten ungeduldig warten. Das ist das weiß gestrichene Stationsgebäude am

Ende des langen Bahnsteigs, auf dem die Lottokugeln um die besten Plätze drängeln.

Sie machen die Ziehung der Lottozahlen aufregend, denn ab einer gewissen Stelle, recken alle wie wild ihre Köpfe, um ihre Liebsten zu erspähen. Der Strom der Lottobälle drängt mich notgedrungen mit sich fort.

Für einen flüchtigen Moment schließen sich meine Augen, während ich mich widerwillig der menschlichen Strömung überlasse. Unablässig rede ich mir ein, dass sich hier noch nie alles fürchterlich, winzig und beengt angefühlt hat. Nur eine kleine Zeit vor zwei Jahren.

Diese Gedanken entspannen mich trotz alledem nicht wirklich, weil mein ruhiges, behagliches Leben genau ab dem Moment anfang, in eine abwärts driftende Spirale zu geraten. Unaufhaltsam entgleitet mir seitdem mein Leben. Der dadurch entstandene Sog fühlt sich derart dynamisch an, dass ich mich ohnmächtig fühle. Weil ich keine Kraft habe, mich dem entgegenzustellen, ergebe ich mich.

Ehrlich, dagegen anzukämpfen, erscheint mir auch heute wie die Quadratur des Kreises.

Die Auswirkungen dieses Soges wirken nach. Fortrennen wird zur einzigen Option, weil der Kummer sich andernfalls gnadenlos von innen durch den Körper frisst. Dann sitzt mir die Zeit im Nacken, verfolgt und piesackt mich bis zur völligen Erschöpfung.

Ruppig rempeln mich gestresste Reisende an. Sie betrachten mich als Hindernis, weil ich mein Tempo drossle und ihnen ungelegen kommt. Unsanft stoßen mehrere Ellenbogen in meinen Rücken und die Seite. Taschen prallen gegen meine Beine, böse Blicke treffen mich. Wenn ich mich nicht sofort anpasse und pariere, trampelt mich die Menge nieder.

Dabei liege ich moralisch längst am Boden und möchte mich am liebsten in die erstbeste Ecke verkriechen, die ich finde. Mich kann niemand mehr niedertrampeln. Das habe ich schon selbst getan.

Und zwar ausgiebig.

Nachdem ich das überwiesene Geld in den Händen gehalten habe, habe ich meinen Vater angerufen. Enrik hat einen Freudenschrei unterdrückt.

Wir haben uns seit über einem Jahr nicht mehr gesehen. Vorwürfe mache ich mir deswegen schon genug, denn ich fühle mich als hundsmiserable Tochter.

Allzu gerne würde ich das erste Treffen nach so langer Zeit hinauszögern und drehe mich für einen Moment um, werde aber gnadenlos mitgerissen. Sobald ich wieder in die vorgesehene Richtung laufe, lassen die empörten Blicke der Ankommenden nach.

Das Gedrängel auf dem Bahnsteig lichtet sich allmählich. Sofern ich nicht hier übernachten möchte, sollte ich mich einen Tick zügiger bewegen. Schritt für

Schritt arbeiten sich meine Beine daher über den Bahnsteig, der sich sicher genauso kalt und hart anfühlt wie mein Herz.

Genauso starr und mausetot.

Mit jedem Schritt fühle ich mich unwohler und überlege ernsthaft, ob ich fortlaufe. Bis zur Mitte des Bahnsteiges zu gehen, erscheint mir weiter und mühevoller als die Strecke von Paris nach Plön.

Eines ist somit klar: Es gibt Wege, die für um ein Vielfaches schwerer zu gehen sind als andere. Es sind die, die ich mir unnötigerweise selbst schwer mache. Das hier ist ein zäher und mühsamer Weg für mich, denn ich gehe ihn beschämt und mit klammen Herzen.

Diese Emotionen begleiten mich, seit ich weggerannt bin. Trotz des räumlichen Abstands haben sie sich nicht problemlos abschütteln lassen.

Am Anfang habe ich nichts als die unerklärliche Angst gefühlt. Danach Beschämung. Am Ende sind beide zu einem riesigen, undefinierbaren Klumpen zusammengewachsen. Je weiter ich gereist bin, desto größer ist der Brocken geworden. Am Ende habe ich mich nicht imstande gefühlt, ihn klein zu bekommen. Zumindest nicht mit Flucht oder Betäubung.

Inzwischen kann ich mich nur noch vage an die Zeit erinnern, in der ich ohne diesen Klumpen gelebt habe. Dieser Brocken fühlt sich an, als ob ich zehn Tonnen Angst hinter mir herschleife.

Das ist der Grund, warum ich jetzt trödele und mir mehr Zeit lasse als nötig. Ich kann meinen Eltern nicht überglücklich entgegenlaufen, denn ich schäme mich abgrundtief.

Durch die gelichteten Reihen der Lottobälle, die nun etwas schwächer umherhüpfen, entdecke ich sie. Arm in Arm stehen sie unweit der Eingangstür, wobei mich das Gefühl beschleicht, dass mein Vater meine Mutter stützt.

Sie wirkt auffallend angespannt. Nervös huschen ihre Augen umher und suchen nach einem Anzeichen von mir. Davon abgesehen, erkenne ich schon von Weitem ihr aschblondes Haar. Inzwischen ist es mit grauen Strähnen durchzogen. Die stehen ihr ohne Frage, was ich aber garantiert nicht erwähnen werde.

Seitdem ich weg bin, habe ich kaum mehr als fünf Wörter mit ihr gewechselt. Wenn überhaupt. Und dann auch nur über banale Dinge.

Immer hinterlassen die Gespräche einen schalen Nachgeschmack. Das liegt an der Kluft, die ich mit meinen gemeinen Worten in ihrem Herzen aufgerissen habe. Sie ist zu breit für mich, um sie problemlos zu überwinden.

Schon gar nicht am Telefon.

Zusammen bildeten Kluft und Schamgefühl ein unschlagbares Team, das sich allzu gerne zur Angst gesellen. Da habe ich keinerlei Mitspracherecht. Dagegen komme ich nur kläglich an. Ich habe mir angewöhnt, es beharrlich zu ignorieren. Dieses Dilemma steuert mich unausweichlich in immer weitere und

tiefere Komplikationen, die mir mehr schaden als nützen. Sie machen mir mein Leben zur Hölle, aus der ich jeden Morgen wie aus einem Albtraum vergeblich versuche, zu erwachen.

Doch es bleibt zwecklos.

Enrik erspährt mich und winkt mir zu, während er überschwänglich lächelt. Genau in dieser Sekunde bahnt er sich einen Weg durch die Menschen, weil ich immer noch bummele und er offenbar schneller bei mir sein möchte. Zurückhaltend hebe ich meine Hand zum Gruß.

Jetzt ist es soweit.

In mir wird es eigentümlich still und beklemmend eng. Unerwarteterweise kann ich keinen Schritt weiterlaufen. Ich stoppe und bleibe wie angewurzelt stehen, obwohl ich auch hier den Menschen mit meinem Halt auf den Wecker falle. Erneut stehe ich im Weg und blockiere ihre Hetzerei.

Entschuldigung bitte, dass ich existiere!

Mir gehen die Lebenshektiker so was von auf den Senkel. Die stressen, weil sie nicht bereit sind, um mich herumzugehen, rempeln und stoßen eher, wie sie es sicher auch mit ihren Liebsten tun.

Na ja, was rege ich mich darüber auf. Diesbezüglich trage ich keinen Heiligenschein. Ich weiß.

Behutsam umarmt mich Enrik. Unsicher beantworte ich seine väterliche Umarmung, in der innige Küsschen meine Wangen bedecken. Er ist bewegt und liebenswürdig. Wie gewohnt.

Als wären meine gefühllosen Worte nicht gefallen.

Für eine Sekunde stelle ich es mir genauso vor. Ich bin auf Besuch. Wie mein großer Bruder Hauke arbeite ich in einer anderen Stadt. Meine Eltern holen mich ab. Wir genießen es unglaublich, uns endlich wiederzusehen, umarmen uns herzlich und mich plagt kein schlechtes Gewissen.

Ich bin mir sicher, nach diesem Schema läuft es bei den meisten Reisenden ab, die hier heute abgeholt werden. Nur bei mir nicht.

Enrik freut sich unglaublich, mich zu sehen. Ich lehne meinen Kopf an seine Schulter, um seinen väterlich vertrauten Geruch in mir aufzunehmen. Ich habe ihn schrecklich vermisst. Seine Umarmungen und das unangestregte, unkomplizierte, norddeutsche Wesen.

Mehr als ich mir eingestehe. Das merke ich deutlich und muss arg mit meinen Tränen kämpfen, damit sie nicht die Oberhand gewinnen.

»Inken. Meine liebe, liebe Inken«, flüstert er und wiegt mich sanft.

Garantiert begreift er nicht, dass ich endlich vor ihm stehe, weswegen er mich mehrmals innig umarmt, als wäre ich ein Trugbild. In unseren kurzen Telefonaten hat er mich nie gebeten, zurückzukommen. Zwischen seinen Worten habe ich diesen Wunsch trotz alledem deutlich herausgehört.

Langsam lockert er die wohltuende Umarmung und ich kann ihm in das Gesicht schauen. Neben den Augen verlaufen kleine Falten. Graue Haare an der Schläfe berichten von den vielen schlaflosen Nächten, die ich gewiss durch meine Abwesenheit verursacht habe. Seine wässrigen Augen, die hektisch über mein Gesicht huschen, betrachten mich gefühlvoll. Das Blau erscheint mir plötzlich um etliche Nuancen blasser als ich es in Erinnerung habe.

Er ist alt geworden. Von Kummer gezeichnet.

Der von Tränen verhangene Blick gleitet noch immer über meine Gesichtszüge, nachdem ich flüchtig zu meiner Mutter schaue. Sie steht neben uns, betrachtet mich ebenfalls und wartet angespannt darauf, dass ich sie begrüße.

In ihrer rechten Hand hält sie einen kleinen Strauß mit blauen Kornblumen. Es sind meine Lieblingsblumen. Sie haben eine tiefe Bedeutung für mich. Ich kenne die Stelle, an der sie wachsen. In der Erinnerung daran atme ich schwer. Für einen Moment schlucke ich, denn ich weiß genau, was sie damit zu verstehen geben möchte.

Meine Iris leuchtet bei hellem Licht beinahe in derselben Farbe, wie ihre. Es ist ein leuchtendes Blau, ähnlich wie ein strahlend blauer Sommerhimmel. Nervös sieht sie zu dem Strauß in ihren Händen hinab, denn sie bemerkt meinen vorwurfsvollen Blick.

Hastig reicht sie mir die Blumen. »Herzlich willkommen, Inken.«

Für einen zaghaften Wangenkuss nähere ich mich, nehme die Blumen entgegen und bedanke mich brav. Sie lächelt nach innen gekehrt und zurückhaltend, erwidert aber meinen Kuss.

Seit ich denken kann spielt sie für mich von beiden Elternteilen die zweite Geige. Mit meiner ungerechten Art habe ich es sie in den letzten Jahren deutlich spüren lassen. Sie hat als mein Prellbock gedient, der mein Unglück bringende Geschwindigkeit nicht stoppen konnte. Und Schlimmeres.

Sie ist das Ventil für all meinen Frust, weil sie ...

Ich bin meiner Mutter ähnlicher, als ich es wahrhaben möchte. Nicht nur was die Äußerlichkeiten betrifft, denn meine blonde Haarfarbe und das leuchtende Blau habe ich von ihr geerbt. Je älter ich werde, desto mehr bekomme ich sogar ihre Handschrift. Streckenweise finde ich das unheimlich.

Madeline merkt haargenau, wie sehr mir diese Gemeinsamkeiten gegen den Strich gehen und ich mich eher Enrik zuwende. Obwohl ich sie nicht weniger fürsorglich und liebevoller als ihn erlebe. Auf die eine oder andere Weise komme ich mit Enrik besser klar. Keine Ahnung, wie ich es beschreiben soll. Vermutlich liegt es daran, weil wir in einigen Dingen so unterschiedlich denken.

In die schönen Augen von Madeline zu sehen, wage ich trotz der überreichten Blumen nicht. Ich verliere auch kein einziges Wort darüber, wie unglaublich ihr

die silbernen Streifen in ihrem Haar stehen und wie unsagbar interessant sie dadurch wirkt.

Verschämt drehe ich unentwegt die Kornblumen in meiner Hand und denke an die scharfe Kurve, die kurz vor der Ortseinfahrt liegt. Heute Morgen haben sich die Blüten noch sanft im Wind gewiegt, der an dieser Stelle über das Feld weht. Der idyllisch anmutende Ort hat das Unglück in mein Leben gebracht.

Zuvor strotzte es vor allerlei Plänen und frommen Wünschen an die Zukunft.

»Ihr hättet euch um meinetwillen keine Umstände machen müssen. Ich wäre schon angekommen«, murmele ich.

Enrik legt einen Arm um meine Schulter und nimmt mir die kleine Reisetasche ab, in der all meine Habseligkeiten stecken. Auf diese Weise schlägt er mit mir den Weg zum Haupteingang ein, in dessen Nähe der Wagen parkt.

»Wer Kinder hat, der macht sich automatisch Umstände, Kleines. Das beginnt schon im Mutterleib, muss dich aber nicht bekümmern. Wir sind froh darüber, dass du endlich wieder hier bist, darum wollten wir dich unbedingt abholen«, überspielt er lachend meine Unsicherheit.

Mit seinem sonnigen Gemüt heitert er selbst den schlecht gelauntesten Miesepeter auf. Darum mag ich ihn unsagbar gern. Zurzeit bin ich der Partykiller in der Familie.

Angestrengt durchwühlt Madeline ihre Handtasche. Sie tut beschäftigt und sucht etwas Wichtiges darin. Geistesabwesend schaue ich zu. Ihre angespannte Mimik wirkt, als würde sie nicht registrieren, was Enrik sagt. Und wenn doch, lässt sie es sich mit keiner Gemütsregung anmerken.

Nein, Madeline habe ich keineswegs vermisst. Allerdings erlebe sie in meinen Gedanken präsenter als Enrik, den ich geradezu vergöttere. Denke ich an meine Mutter, fühlt es sich nicht unbedingt angenehm an. Eher quälend. Und darauf verzichten sicher alle Menschen gern freiwillig, wenn sie es sich aussuchen können.

Sie ist für mich der Spiegel meiner Fehler. Der, in den ich nicht sehen möchte. Am liebsten hätte ich ihn blind oder zerschlagen, damit ich so weitermachen kann, wie bisher.

Meine Mutter holt mich überall ein. Einerlei, an welches Ende der Welt ich fliehe. Gnadenlos zeigt sie mir meine offene Wunde und quetscht permanent ihren Finger hinein, bis ich vor Ohnmacht laut aufschreien möchte.

Dabei will ich mein Unglück nicht sehen und schon gar nicht daran erinnert werden. Will vergessen, kann aber nicht, wenn ich sie dauernd um mich habe.

Darum bin ich fort.

Jedoch nicht, ohne zuvor meinen glühend heißen Zeigefinger ebenfalls ganz tief in ihre offenklaffende Wunde zu stecken. Genüsslich habe ich ihn darin hin und her gedreht und mir dabei haargenau ihr Gesicht angesehen.

Oh, ja. Ich muss ehrlich zugeben: Damals habe ich ihren Anblick genossen, der schmerzgeplagt gewirkt hat.

Seitdem fühle ich mich furchtbar gemein. Wie eine hundsgemeine, egoistische Tochter.

In einer Ecke meiner Seele spüre ich immer drängender, dass ich nicht mehr lange kann. Ich fühle mich ausgelaugt. Regelrecht am Ende. Ausgebrannt und ausgemergelt.

Heute vor Sonnenaufgang hat es mich beinahe gepackt. Da hätte ich mich am liebsten von einer Brücke fallen lassen. Einzig der sanfte Windhauch, der unvergleichlich zärtlich meine Wange berührt hat, ist mir wie ein gutmütiger Mensch vorgekommen, der einem gestrandeten Wal unermüdlich Wasser über den Rücken gießt.

»Darf ich auf die Insel, bitte?«, frage ich und reiße mich aus meinen Gedanken, die ich auf diese Weise ausradieren möchte.

Ich halte mich bei dieser Frage am Shirt von Enrik fest, den ich mit meinem Arm umschlinge. Überrascht bleibt er stehen. Erstaunt schaut er zu Madeline, die hinter mir steht. Wortlos wechselt er Worte mit ihr.

Auf diese Weise funktionieren meine Eltern. Sie sehen sich an und wissen zu einhundert Prozent, was gerade im Partner vorgeht. Ob er einverstanden ist, ob es Zweifel gibt oder Freudenfeuer. Weder mein Bruder noch ich bekommen mit, was genau sie miteinander ›kommunizieren‹. Aber sie tun es, ich schwöre.

»Hältst du das wirklich für eine gute Idee?«, will er wissen und sieht abwechselnd mich und Madeline besorgt an. Er weiß, wie sehr ich mich unter diesem Blick aufgespießt fühle. Aber wer wäre ich, wenn ich es ändern könnte?

»Ja«, antworte ich, wie aus der Pistole geschossen und hoffe, meine Unnachgiebigkeit siegt schnell über seine Skepsis.

»Lass sie doch«, wirft Madeline genauso hastig ein, wie ich mit *Ja* geantwortet habe. »Ich meine, wenn sie es so unbedingt möchte, warum nicht.«

Gewiss wäre es ihr genauso recht wie mir, wenn wir nicht zusammen unter einem Dach untergebracht sind. Fürs Erste wäre mir das zu heiß. Sicher geht sie davon aus, dass ich denke, sie wäre auf meiner Seite, wenn sie mich darin unterstützt.

Irrtum. Der Blick, den ich ihr zuwerfe, wirkt durchweg herzlos. Sofort senkt sie ihre Lider und sucht in ihrer Handtasche weiter nach etwas Fiktivem.

»Möchtest du denn gar nicht bei uns wohnen? Wir haben dir das Gästezimmer vorbereitet. Da wärst du völlig ungestört«, lockt Enrik und wagt einen behutsamen Vorstoß. Er versucht, mich zu überreden, obwohl er sich per Blick mit Madeline längst geeinigt hat.

Das kann nur in die Hose gehen.

Nein, mir ist nicht sonderlich daran gelegen, so Knall auf Fall mit meiner Mutter unter einem Dach zu wohnen. Mir geht das alles ehrlich gesagt viel zu flott. Bei dem Gedanken bekomme ich auf der Stelle komplett Atemnot.

»Lieber nicht«, beteuere ich.

»Na ja, auf der Insel zu wohnen, könnte problematisch werden. Das Hotel ist ausgebucht und morgen kommen Gäste, die wir dort unterbringen. Wäre es nicht so dringend, hätten wir es anders geplant. Aber so, bleibt uns ...«

Ungläubig starre ich mehrere Male abwechselnd von Enrik zu Madeline. Ich kann nicht einmal ansatzweise begreifen, was meine armen Ohren anhören müssen.

Sie haben Gäste auf der Insel einquartiert? Sie haben ...

»Bitte was?«

»Wir dachten, du wärst lieber bei uns«, schaltet sich Madeline entschuldigend ein und sieht zugleich auf ihre Hände hinab.

Warum um Himmels willen gehen sie davon aus, dass ich lieber bei ihnen wohne als auf der Insel? Vorerst habe ich mich auf Distanz eingestellt und schlagartig fühlt sich auf Schlag alles beengt, aufdringlich und belastend an.

Du lieber Himmel. Das geht fantastisch los.

Trotzig verschränke ich die Arme vor meiner Brust. »Ihr dachtet? Nun, da kann ich euch getrost sagen: falsch gedacht. Ich wohne auf der Insel oder ich steige in den nächsten Zug, der von Gleis eins abfährt. Egal wohin und überhaupt: Seit wann werden Gäste auf der Insel untergebracht? Das ist unser Zuhause und kein Hotel.«

Durch meine viel zu enge Kehle steigt ein unsagbar beißendes Etwas aus dem rebellierenden Magen auf. Es brennt wie das Höllenfeuer. Um mich, tontechnisch gesehen, nicht noch einmal bei meinen Eltern zu vergreifen und einen weiteren, tiefen Graben aufzureißen, beiße ich mir gewaltig auf die Zunge. Die aufsteigende Wut zu unterdrücken, erfordert allerdings all meine Selbstbeherrschung, daher atme ich tief ein, um nicht zu explodieren.

Hotelgäste auf unserer Insel, das geht absolut gar nicht und gab es noch nie. Die Insel ist für Gäste noch nie Thema gewesen, weil sie Privatbesitz der Familie ist.

Warum quartieren sie also ausgerechnet jetzt Gäste ein?

Zunehmend verzweifelt hebt Madeline ihre Achseln und antwortet: »Wie dein Vater bereits gesagt hat, ist es in diesem Fall extrem wichtig. Und noch ist es unsere Insel, Inken. Vergiss das nicht.«

»Das mache ich nicht mit. Es ist mir egal, ob ihr Gäste einquartiert habt oder nicht. Und klar ist es eure Insel. Klar habe ich kein Mitspracherecht und bin lediglich eure Mieterin. Aber ich wohne auf der Insel. Ich, hört ihr? Auch jetzt. Kapiert? Wenn nicht drehe ich augenblicklich um. Ich bin wegen der Insel

hergekommen«, rufe ich lauter werdend, was zunehmend gepresst klingt, weil ich mich stark beherrschen muss.

Innerlich koche ich am Siedepunkt.

»Was machst du nicht?«

Enrik spricht leise und gedämpft, damit ich nicht noch mehr aufdrehe. Mittlerweile stehen wir vor der großen Eingangstür, die zum Parkplatz, Taxistand und zur Bushaltestelle führt.

Ungeachtet des enormen Gedränges hier, bleibe ich mitten im Weg stehen. Abwechselnd starre ich beide an und versprühe auf diese Weise meine treffsicheren Giftpfeile auf ihre elterlichen Herzen. Keiner der beiden reagiert jedoch darauf.

Mühelos prallen sie an ihnen ab, als wären sie Lotosblätter.

In Ordnung, in diesem Fall muss ich eben kurz einmal deutlicher werden. Ich trete näher zu Enrik und taxiere ihn. Dabei steigt mir sein Eau de Parfum in die Nase, sobald ich mich herunterbeuge, um meine Tasche zu greifen.

Ich liebe den Duft seines Parfüms. Schon immer. Wahrscheinlich lege ich mir einen Flakon davon zu. Höchstwahrscheinlich erweist er sich als nützlich, wenn ich in der Ferne Heimweh bekomme. Dann kann ich daran riechen und mich ihm nah fühlen. So tun, als wäre alles in bester Ordnung. So tun, als hätte ich keine Probleme, vor denen ich andauernd weglaufe, weil ich keine adäquate Lösung dafür finde.

Ich zerre und ziehe am Griff der Tasche, doch er lässt nicht los, sieht mich an und fragt ruhig: »Was willst du?«

»Hörst du mir nicht zu? Scheinbar nicht. Echt typisch«, schreie ich ärgerlich.

»Ich höre nichts. Und ja, niemals höre ich dir zu. Wie komme ich dazu, meiner starrköpfigen Tochter zuzuhören. Welcher Teufel würde mich da reiten?«, entgegnet er. Gerade so, als würde ich an dieser Stelle keine Szene aufführen.

Er bleibt hartnäckig und hält meinem Gegendruck stand. Das ist eine der wenigen Eigenschaften, die er mir vererbt hat. Keiner von uns gibt schnell auf oder kann verlieren, ohne einen entsetzlich zwickenden Verdross in der Lendengegend zu verspüren.

»Gib mir sofort meine Tasche! Es war eine absolut bescheuerte Idee, herzukommen. Ich bin so blöd. Und ja, du hörst mir nicht zu. In letzter Zeit frage mich sowieso, warum du damals nicht einfach dein Zeugs in die Toilette geschossen hast. Da wäre ich euch erspart geblieben. Die Welt wäre ein friedlicher Ort und ihr hättet haufenweise Probleme weniger.«

Ich wende meinen Blick zu Madeline, die mutlos und erschrocken zu Enrik aufsieht. Gleich wird sie alles tun, damit ich hierbleibe. Sie wird einschreiten, was ich eindeutig an dem flehentlichen Blick erkenne, den sie meinem Vater zuwirft.

Eiskalt nutze ich an dieser Stelle ihre Schwachstelle aus, um an mein Ziel zu gelangen. Im Augenblick könnte allein sie Enriks Vaterherz erweichen.

Und ich weiß es.

»Enrik, lass sie doch um Himmels willen auf die Insel. Ist dir das wert, dass sie diese schrecklichen Dinge sagt? Es gibt doch ausreichend Platz für alle drei und solange es Inken nicht stört, wenn Gäste kommen ...«

»Woher willst ausgerechnet du wissen, was mich stört?«, fahre ich herum, obwohl ich eben dank ihrer Hilfe das erreicht habe, was ich sehnlichst begehre.

Ich schaue direkt in ihre Augen, die entsetzt über meinen plötzlichen Angriff geweitet in meine blicken. Zwei klare, strahlend blaue Kornblumen starren mich an, als wäre ich der Leibhaftige. Ihrem Gesicht entweicht alle Farbe und in der Mimik steht deutlich die Angst geschrieben, ich könnte tatsächlich in den nächstbesten Zug steigen.

Ohne jeden Zweifel würde ich das machen. Meine Mutter, ahnt, dass meine Worte keine leeren Phrasen bleiben. Schließlich bin ich schon einmal bei Nacht und Nebel von der Familienbildfläche verschwunden.

Ich bin aus ihrem Holz geschnitzt. Und rasend vor Wut.

Enrik dreht mich ruppig an meinem Arm herum. Ich erkenne seine erbosten Gesichtszüge. »Sage mal. Wie redest du mit deiner Mutter?«

Er hält immer noch stand?

»Gib mir meine Tasche oder ich mache euch in zwei Sekunden eine gewaltige Szene«, drohe ich, obwohl ich bereits eine aufführe.

Einige Passanten mustern uns verstohlen, weil sie Wortfetzen unseres Gespräches aufschnappen. Meine Eltern kennen beinahe jeden der Passanten, die zu uns sehen. Ich merke, wie unangenehm es ihnen ist, derart aufzufallen.

»Was willst du?«, fragt Enrik noch einmal. Diesmal jedoch eindringlicher. Er kommt etwas dichter und fixiert meine Augen. »Uns sagen, wir hätten uns in jener Nacht beherrschen und uns nicht lieben sollen? Wer bist du, um das zu entscheiden? Warum bist du hergekommen, Inken?«

»Ich möchte auf die Insel. Darum bin ich hergekommen. Für jene Nacht im August tragt ihr die Konsequenzen. Ich wurde nur mit reingezogen. Tut mir leid, wenn ich nicht so geraten bin, wie ihr es euch damals rosarot ausgemalt habt«, antworte ich wahrheitsgemäß und richte mich auf Maximalgröße empor.

Ich stehe jetzt ungefähr so, wie ich heute beim Morgenrauen auf der Bogenbrücke gestanden habe. Meine Körpergröße misst einen Meter fünfundsiebzig und die wollten sich am liebsten in die Seine fallen lassen. Entschlossen schaue ich in die Augen meines Vaters, denn eine andere Option, als zu springen, hat sich erst mit der sanften Windbö aufgetan.

Die Insel ist mein Zuhause gewesen, bevor ich alles stehen und liegen gelassen habe, um wie ein feiger Hase davonzulaufen. Für den Augenblick möchte ich mich dort verstecken, wo alles den Anfang genommen hat. Ich kann

mir keinen besseren Ort dafür vorstellen. Nur dort gibt es genug dunkle Ecken, in die ich mich verkriechen kann und die obendrein keine langen, angsteinflößenden Schatten werfen, wie die, die in der Ferne lauern.

Ich muss dort sein. Unbedingt. Jetzt gleich, sonst springe ich am Ende doch noch Hals über Kopf von irgendwo runter.

Er prüft die Ernsthaftigkeit meines Wunsches und wägt nebenbei Vor- und Nachteile miteinander ab. Mit seinen verblassten Augen sieht er durchdringend in meine. Das macht er immer, wenn er sich keinen Rat weiß und eine akzeptable Lösung für beide Parteien sucht.

Gleich gibt er nach. Das ist eindeutig das letzte Aufbäumen.

Ich bin beinahe am Ziel.

Im Endeffekt bin ich eine von den Töchtern, die ihren Willen mit der Faust durchsetzt. Erst habe ich es bei meinem Vater ausprobiert und die Technik später bei den Jungs verfeinert. In Paris wäre ich ohne diesen Kniff aufgeschmissen gewesen.

Ich bin nicht verwöhnt, weiß aber in gewisser Weise, wie ich bekomme, was ich begehre. Sicherheitshalber richte ich mich noch ein paar Zentimeter mehr auf, um meinem Wunsch Nachdruck zu verleihen.

In Zeitlupe wende ich mich zum Bahnsteig und gehe gemessenen Schrittes. Zu verlieren habe ich zunächst nichts, falls sein Herz sich dadurch nicht erweichen lässt.

Klar, benehme ich mich die ganze Zeit wie eine ungezogene Dreijährige. Eine, die bockig reagiert, weil sie den knallbunten Lolli an der Kasse nicht bekommt. Wäre es mir aber nicht derart wichtig, würde ich mich nicht auf die Hinterbeine stellen. Ich möchte auf die Insel oder wieder fort.

Genau das deute ich jetzt mit einer Gehbewegung an.

Um auf die Insel zu kommen, bin ich in aller Herrgottsfrühe in Paris in den Zug gestiegen, habe mich in überfüllte, stickige Abteile gequetscht und mir stundenlang den Hintern platt gesessen. Die wenigen Habseligkeiten, die in meiner Tasche verstaut sind, würde ich notfalls zurücklassen. Ohne zu zögern. Ich würde irgendwohin gehen. Auch, wenn es wieder eine Brücke wäre.

Schließlich bin ich ein Wal und muss dringend an Land.

Enrik hält mich an meinem Arm zurück, nachdem ich einen Fuß entschlossen vor den anderen setze. Über meine Schulter sehe ich ihn kurz an und senke den Blick zu seinen Fingern, die sich fest um mein Handgelenk schließen.

»Inken, bitte geh nicht wieder. Es tut mir schrecklich weh, dich so zu sehen«, flüstert er gramgebeugt.

Jedes Wort kaufe ich ihm ab. So egoistisch und rücksichtslos den Gefühlen anderen Menschen gegenüber bin ich vor meiner Flucht nicht gewesen. Es tut mir selbst am meisten weh, wie ich mich meinen Eltern gegenüber verhalte, kann jedoch nicht gegensteuern.

Etwas in mir ist zerbrochen und ich fürchte, es hat mit Liebe zu tun. Genauer gesagt, mit der, die mir jäh genommen wurde.

»Es kommen zwei Gäste auf die Insel«, erklärt er matt und ertastet meine Hand.

Liebevoll tätschelt er sie. Jetzt bekomme ich meinen Lolli und alles, was ich mir sonst noch wünsche.

»Mir egal. Die Insel ist groß genug und es gibt zwei Zimmer. Ausreichend Platz, um sich für eine Woche aus dem Weg zu gehen«, entgegne ich bemüht gleichgültig, könnte jedoch vor Freude Purzelbäume schlagen.

Schamlos nutze ich die größte Angst meiner besorgten Eltern aus und freue mich kindisch über den halbseidenen Erfolg. Sie lassen nicht zu, dass ich mich wieder für mehr als ein Jahr aus dem Staub mache. Und ich Rindvieh genieße meinen scheinbaren Sieg.

Gegen das unangenehme Zwicken in der Magengrube hilft ein kleiner Trick. Ich finde meine Argumente absolut stichhaltig. Warum sollte ich nicht dorthin zurück, wo ich vor meiner Flucht gewohnt habe?

Was meinem Vater gewiss Kopfzerbrechen bereitet, ist mein störrisches Verhalten. Ihm behagt nicht, wie schroff und abweisend ich selbst zu ihm bin, ihn manipulierte, halsstarrig und gereizt reagiere.

In seinen Augen eigne ich mich mit der momentanen Verfassung kaum, um auf Hotelgäste losgelassen zu werden. Im günstigsten Fall taue ich dazu, den Ruf des Hotels zu ruinieren, den er sich mühsam über Jahrzehnte aufgebaut und mich darin zur Hotelfachfrau ausgebildet hat.

Bildlich gesprochen stehe ich mit einer Sense bewaffnet vor meinen Eltern und mähe gnadenlos alles nieder, was bei drei nicht rechtzeitig zur Seite springt. Wer mir im Weg steht, lebt gefährlich. Egal, ob Freund oder Feind. In meiner Traurigkeit über den Verlust von Torben glaube ich, mir alles erlauben zu dürfen.

So kenne ich mich nicht.

Eher als eine weiche, leichte und fröhliche Inken. Eine, die sich an ihren Vater schmiegt, zu ihm aufsieht, auf seinen Rat hört, ausgelassen schnackt und gerne lacht. Diese Inken bin ich jetzt nicht mehr.

Obwohl ich es nicht mehr bin, wollen mich beide nicht gehen lassen. Sie nehmen lieber die ihnen fremd erscheinende Inken in Kauf und hoffen auf ein Wunder. Daran erkenne ich deutlich ihren Kummer, kann aber leider nicht mehr angemessen darauf antworten. Ich reagiere vielmehr mit Zurückweisung, Wut, Tränen, Hass und manchmal sogar mit Davonlaufen.

Enrik zieht mich zu sich.

Beruhigt und zufrieden, weil ich weiß, ich kann in Kürze wieder auf die Insel, schmiege ich mich an ihn. Prompt verstummen alle traurigen Lieder, die mein

Herz je gesungen hat. Ein wunderbares Gefühl breitet sich in meinem geschundenen Herzen aus.

Stille.

Endlich kann ich wieder auf die Insel.



Während der kurzen Fahrt, die uns zur Anlegestelle des Hotels führt, spricht niemand. Teilnahmslos schaue ich aus dem Seitenfenster des Wagens. Meine Heimatstadt fliegt an mir vorbei. Viel hat sich in der Zwischenzeit sich nicht verändert.

Sämtliche Erinnerungen erscheinen, als würde ich durch zerkratztes Glas schauen. Ich sehe zwar, bemerke aber die vielen Kratzer nicht. Zu etlichen Dingen habe ich den Faden verloren.

Einfach so.

Selbst zu mir und das finde ich unerträglich. Ich befinde mich in einer Art Fruchtblase, aus der ich nicht herauskomme. Egal wie ich mich anstrenge, sie platzt nicht, um mich in die grausame Welt zu entbinden. Ist es, weil mir das erbarmungslose Leben erspart bleiben soll?

Eins steht fest. Es tut furchtbar weh, erwachsen zu werden. Vor allem, es zu bleiben. Momentan gelingt es mir definitiv nicht. Wäre ich erwachsen, wäre ich nicht grußlos verschwunden. Gerade so, als würde es mir nicht das Geringste ausmachen.

Dabei zwickt es. Entsetzlich sogar.

Ich möchte mich auf der Insel verstecken. Selbst durch den zähen Nebel der Trauer merke ich: Wo ich auf der Welt auch immer hingeh. Schmerz und Kummer reisen mit.

Es ist kein Gepäck, das ich an einer beliebigen Stelle zurücklassen oder abgeben kann. Egal wie schnell ich von Ort zu Ort reise. Oder in welchen entlegenen Winkel auf der Erde ich mich verstecke. Der Kummer reist mit und lässt mich befremdliche Sachen wie heute Morgen machen.

Diese Wahrheit spüre ich heute nicht zum ersten Mal. Schon damals habe ich es gespürt. Damals, als ich die imposanten Fjorde bereist habe, deren Wasser sich tiefblau von den sanften oder steilen Bergmassiven durch die Landschaft Schwedens schlängeln.

In Gedanken weile ich bei gut gelaunten Schweden, die seltsam erfrischend in ihrem Naturell sind und deren melodische Sprache ich liebe. Es sind Menschen, die sich nicht wichtiger nehmen als die, die vor ihnen stehen.

Ich denke an das feurige Temperament der Italiener zurück, die mir auf meinen Reisen freundlich, familiär und offenherzig begegnet sind. Ihr Stolz, ihr

temperamentvoll ausgelebtes Temperament und ihre Kritikunfähigkeit haben mir manchmal enorme Angst eingeflößt und alles, was ich an ihnen schätze, innerhalb weniger Minuten in das genaue Gegenteil gekehrt.

Ich denke an die leidenschaftlichen Franzosen zurück. An Paris, deren Bewohner ihre Stadt lieben und zeitgleich eng und stellenweise schmutzilig finden. Ihre eigensinnige Mentalität begründet sich im nationalen Verständnis, welches ihrer aufgewählten Kulturgeschichte entwachsen ist. Sie betrachten das Leben als etwas, was es bis zum Äußersten zu bewahren, zu beschützen und zu verteidigen gilt. Egal ob vor übergriffigen Römern oder Kapitalisten, die das Land blutleer saugen.

Ihr unbeugsamer Hang zum Sozialismus, Freiheit und Demokratie wirkt auf den ersten Blick arrogant und überheblich. Das sind sie aber nicht.

Im Gegenteil.

Auf meinen Reisen habe ich erkannt, dass viel unterwegs zu sein, nicht zwangsläufig bedeutet, weiterzukommen als die, die an einem Ort bleiben. Ich zum Beispiel bin gereist und doch keinen einzigen Schritt vorangekommen. Trotz Bewegung trete ich auf der Stelle. Und das seit endlosen und eintönig verlaufenden Monaten.

Mein Blick schweift zu Madeline, die vor mir sitzt und lächelnd ihre Hand auf Enriks Bein ablegt. So fahren beide im Auto. Seit ich denken kann. Sie sieht ihn verklärt an und lächelt zurückgenommen. Er ebenso.

Nach dreißig Jahren Ehe ist sie noch immer, wie am ersten Tag in ihn verliebt und sucht durch kleine Gesten oder Berührungen seine Nähe. Gleich nimmt er seine Hand und berührt ihre, bevor er wieder zum Schalten des Ganges die liebevolle Geste unterbricht.

Da, kaum rede ich davon, sucht er ihre Hand.

Genauso, wie er sich für Madeline die Zeit nimmt, um ihr mit kleinen Zeichen zu signalisieren: Ich bin da, ich liebe dich, so macht er das auch mit meinem Bruder und mir. Nie habe ich Liebe und kleine, zärtliche Gesten vermisst.

Auch bei Torben habe ich Liebe und Zuneigung bekommen. In Hülle und Fülle. Wie naiv von mir zu glauben, Herzenswärme wäre ewig ein Bestandteil meines Lebens. Eine Heirat, zwei, drei Kinder und ein glückliches Leben bis ans Ende meiner Tage.

Welch ein fataler Irrtum.

Sein plötzlicher Tod hat diese Gewissheit schlagartig wie eine fragile Seifenblase zerplatzen lassen. Bis heute falle ich in ein tiefes, endloses und schwarzes Loch. Dort brauche ich keine Liebe, bin mehr und mehr unfähig, sie überhaupt anzunehmen. Und erst recht zu geben.

Mir dreht sich regelmäßig der Magen auf links, wenn ich verliebte Paare wie meine Eltern sehe. Es ist kein Neid, eher eine unsagbar tiefe Traurigkeit, diese innige Liebe selbst verloren zu haben und nicht zu wissen, mit was ich dieses

Defizit ausgleichen kann. Alles, einfach alles, was ich bislang benutze, um dieses grässliche Loch zu stopfen, bringt nicht den gewünschten Effekt.

Zum Glück sind wir gleich da und ich kann mich unter eine Decke verkriechen oder sonst irgendwo, wo es dunkel ist. Alles ausblenden, die Welt zum Kotzen finden.

Und mich.

Vor einem riesigen, eisernen Tor stoppt Enrik den Wagen und zieht die Handbremse an. Hals über Kopf ziehe ich meine Tasche zu mir, öffne die Hintertür und schlüpfe aus dem Fahrzeug.

Es duftet himmlisch nach Seewasser, fangfrischer Fisch und sommerschwerer Luft. In wenigen Stunden sinkt die Augustsonne am Horizont, doch auch jetzt nehme ich mir keine Zeit, die ländliche Idylle zu genießen. Immerhin, ich atme den Geruch von Seewasser tief in meine Lunge ein und behalte den umwerfenden Duft der Heimat einen Moment darin gefangen.

Zu Hause. Endlich.

Enrik taucht in meinem Gesichtsfeld auf. Argwöhnisch beobachtet er mich. In seiner Hand hält er die Schlüssel für das eiserne Tor, das zum hoteleigenen Steg und zu einigen Motorbooten führt.

»Willst du das wirklich? Ich meine, mir wäre wohler bei der ganzen Sache, wenn du vorerst bei uns unterschlüpfst. Es gibt dort eine Menge Erinnerungen und wir fragen uns, wie es dir dort so ganz allein ergeht«, meint er, sich unsicher an der Nasenwurzel juckend, reicht mir jedoch die Haustürschlüssel.

Er möchte mich beschützen. Das Weigern am Bahnhof ist keine Ablehnung gewesen, sondern die pure Sorge um seine bockige Tochter.

Ich unterbreche ihn, bevor er weiterspricht: »Ich möchte es so und kann nicht bei euch wohnen. Lasst mir bitte etwas Luft. Ich meine, seit über einem Jahr düse ich allein durch fremde Länder. Warum sollte ich auf der Insel nicht klarkommen?«

Bekümmert sieht mich Madeline an. Unerträglich liebevoll streicht sie über meinen Unterarm, der mager aus einem abgewetzten, löchrigen Shirt ragt. Diesmal lasse ich die Zärtlichkeit zu und schaue sie nicht bitterböse an.

»Wenn du irgendetwas brauchst, meldest du dich bitte. Und für den Fall, du möchtest lieber zu uns kommen, erst recht. Versprochen?«

Zustimmend senke ich den Kopf, schaue ihr aber nicht in die Augen, sondern zu ihrem Strauß, den ich in meinen schlanken Fingern halte. Mehrmals drehe ich ihn, was die einzige Gefühlsregung ist, die nach außen dringt. Zu genau weiß ich, wie verletzend und undankbar ich auf meine Eltern wirke. Selbst nach all der Zeit und all ihrer Geduld.

»Tut mir leid«, hauche ich und meine es aufrichtig.

Postwendend drückt mich Enrik an sich und hält mich für einen Moment in dieser herzstärkenden Umarmung. »Alles gut, meine Kleine. Wir sind froh, dich

endlich wieder hier zu wissen. Jetzt husch auf die Insel. Schlaf ein bisschen und lebe dich in aller Ruhe ein. Morgen bringe ich die Gäste herüber und sehe nach dir, in Ordnung?«

Ich nicke und fühle mich einen Atemzug lang wie ein gehorsames, wohlerzogenes Mädchen. Ach, wie gerne würde ich aufhören, Menschen zu verletzen, die mich auf Gedeih und Verderb lieben. Wie gerne würde ich wieder brav sein. Unbeschwert, unbegrenzt und frei, im Heute und im Morgen lebend, nicht im Gestern gefangen.

Leider habe ich vergessen, wie das geht. Mal schauen. Vielleicht finde ich auf der Insel den Weg dorthin zurück. Es wäre zumindest denkbar, wenn ich mich für eine Weile unter meiner Bettdecke verstecke und nur meinen Herzschlag höre.

Ach Mist, so zu denken, hilft echt wenig. Auf die Art werde ich nie erwachsen. Und bleibe es erst recht nicht.

»Bis morgen also«, entgegne ich kraftlos und trotte schwerfällig zum Tor der Anlegestelle, um zu den festgemachten Booten zu gelangen. Dort angekommen, schließe ich von innen zu und schaue noch einmal kurz zu Madeline und Enrik.

Arm in Arm halten sie sich aneinander fest. Einer stützt den anderen. Wie konnte ich das vorhin am Bahnhof übersehen? Sie bilden eine Einheit, eine gemeinsame Front, trotzen auf diese Weise und seit Jahrzehnten Wind und Wetter.

Grüßend hebe ich meine Hand. Eine lang verloren geglaubte Emotion regt sich tief in mir. Vorerst zaghaft, aber ich spüre sie drastisch genug, um sie nicht zu ignorieren. Für eine kleine Weile strömt ihre Herzenswärme durch meine Venen.

Leicht, warm und gleichmäßig pulsierend.

Wie unwahrscheinlich es mir augenblicklich vorkommt, es hätte jemals anders sein können. Sie lieben mich, haben mich immer geliebt und werden es immer tun. Trotz des unsagbaren Kummers, den ich ihnen bereite.

Bei ihrem Anblick wünsche ich mir sogleich, eines Tages wieder den Weg dahin zu finden, ebenso verschwenderisch und großherzig meine Zuneigung der Welt und an alle Menschen zu verteilen.

Wäre das grandios.

Für alle Beteiligten.



Kurz darauf stehe ich auf einem Boot und manövriere es zur Insel. Von hier aus kann ich sie bereits erkennen. Unwillkürlich fahre ich langsamer und passe

intuitiv die Geschwindigkeit an meinem Herzschlag an. Etwas, das sich so ähnlich wie vollkommene Zufriedenheit anfühlt, breitet sich in mir aus.

Gleich bin ich da. Das erste Mal seit über einem Jahr.

Mein Herz schlägt gleichmäßig einen zufriedenen Takt, weil die Insel unmittelbar vor mir liegt. Zum Greifen nah. Das vermag nur Heimat auszulösen.

Am Steg angekommen, atme ich den Geruch des grünen Brackwassers ein und höre minutenlang zu wie die Wellen sanft gegen die Holzbohlen platschen. Begeistert beobachte ich wie der laue Sommerwind die Blätter in den Bäumen bewegt.

Zu Hause. Mein Zuhause.

Mit wenigen, geübten Handgriffen vertäue ich das Boot und lasse für einen himmlisch süßen Moment meine Augen über die vertraute Umgebung schweifen. Ich habe die Insel mehr vermisst, als ich all die Zeit wahrhaben und mir eingestehen wollte.

Im Rückblick erscheint mir Monseigneur Jean-Paul wie ein Geschenk des Himmels. Mit seiner einfältigen und doch unendlich philosophischen Antwort wurde mir überhaupt erst bewusst, dass ich mich nicht selbst verpflanzen kann.

Niemals.

Egal wie schwer das ist, was mich niederdrückt. Die Insel bedeutet mir alles, obwohl ich es nur schwer in Worte fassen kann. Wieder hier zu sein, fühlt sich erhaben und vertraut an. Wie der gebührende Platz für mich.

Ich bin zurück. Angekommen. Aber nicht bei mir.

Die Insel ist ungefähr ein Hektar groß. Der Steg, an dem ich anlege, liegt auf der südlichen Seite der Insel. Riesige Bäume säumen das dicht mit Schilf bewachsene Ufer und beschatten die Insel. Sie bieten ausreichend Sichtschutz für das Wohnhaus, das Enrik mittig auf der Insel erbaut hat.

Ein geschwungener Pfad, den ich jetzt mit meiner Tasche entlang gehe, führt dorthin. Anfangs mit Hecken bepflanzt, lichtet sich der Bewuchs nach und nach. Stück für Stück geht er in Rasen über, der sich durch den Pflegerückstand zu einer Wildblumenwiese entwickelt hat.

Damals wollte Enrik das Hotel auf dieser Insel mit mehreren Häuschen für zahlungskräftige Kunden erweitern. Daraus wurde nichts. Wegen der großen Liebe.

Meine Mutter.

Kurzerhand hat er seine Pläne geändert, ein Wohnhaus gebaut, Bäume und Sträucher gepflanzt. Mehrere Jahrzehnte haben sie hier gewohnt. Bis sie vor drei Jahren im Hotel ein Appartement ausgebaut haben und dort eingezogen sind.

Rechts neben mir erscheint hinter den Sträuchern der kleine Strand. Er ist nicht weitläufig, aber großzügig angelegt, um in der Sonne oder im Wasser zu baden. Hauke und ich haben als Kinder im feinen Sand unzählige Burgen mit

windschiefen Türmchen und etlichen, ineinander verschlungenen Wasserkanälen errichtet.

Jetzt stehen drei Sonnenliegen in Reih und Glied dort und laden zum Verweilen ein. Der umwerfende Blick auf die malerische Skyline der Kleinstadt ist einmalig und allemal eine lange Reise aus Paris wert.

Durch den kühlenden Schatten der Bäume ist Baden auch bei großer Hitze möglich und erfrischend. Am Morgen scheint die Sonne, die mit ihren ersten Sonnenstrahlen die Haut angenehm wärmt, ohne sie zu überhitzen.

Das Wasser des Sees funkelt, weil sie von der Morgensonne angestrahlt wird. Es kitzelt in der Nase. Ein seichter Wind weht vom anderen Ufer herüber.

Der Duft erscheint mir von jeher unvergleichlich. Es gibt eintausend triftige Gründe, um die Insel als ›märchenhaft‹ zu bezeichnen.

Rasch gehe ich weiter. Vor mir erstreckt sich das kleine, gemütliche Wohnhaus mit seiner großzügig angelegten Holzveranda. Die Bepflanzung lichtet sich. Bunte Wildblumen wachsen auf der einst kurz gemähten Wiese. Unzählige Hummeln und Bienen suchen eifrig Nahrung, bevor der Sommer in wenigen Wochen in den Herbst übergeht.

Zwischen Strand und Haus befindet sich eine kleine Feuerstelle, an der ebenfalls Stühle und Liegen aufgestellt wurden. sorgfältig und liebevoll hat Enrik alles für die in Kürze eintreffenden Gäste vorbereitet.

Mit seiner ureigenen, gastfreundlichen Handschrift. Genauso wie er es in seinem Hotel auch tun würde.

Auf der linken Seite des Hauses steht immer noch die alte, klapprige Holzbank, auf der der Sonnenuntergang immer wunderbar anzusehen ist. Ich liebe es, von hier aus die untergehende Sonne in himmlischen Farben zu beobachten. Farben, die ich mir nicht einmal in meiner Fantasie vorstellen kann. Über der Stadt liegt oft ein mystischer Schleier, der aus Ruhe, Stille und Frieden besteht und mich entfernt an ein lehrreiches Märchen erinnert.

Ich erinnere mich, warum ich damals dringend wegmusste. In jedem Winkel steckt pure Liebe, die schwer von einer Hassenden, wie mir, zu ertragen ist.

In jedem Winkel duftet es nach Natur und Leben. Unzählige Bienen summen und bringen die Atmosphäre zum Vibrieren. In den Bäumen raschelt der warme Sommerwind. Ich weiß, es sind überwiegend rationale Dinge, die mir sagen, warum ich mich hier wohlfühle.

Eins steht fest: Hier wuchs ich auf und dieses Gefühl lässt sich schwerlich mit blumigen oder fantasievollen Worten beschreiben. Es ist ein Gefühl, tief in mir drin. Gespeist aus unzähligen Düften, Farben, Erlebnissen und dem unstillbaren Bedürfnis nach konstanter Geborgenheit.

Einen Moment schlucke ich, weil mich die Sinneseindrücke glattweg überrollen. Alles fühlt sich seltsam vertraut an und spricht sämtliche Sinne an.

Aber da ist noch etwas anderes.

Das Haus. Gleich betrete ich es.

Jenes Haus, in dem ich fünf unsagbar glückliche Jahre mit Torben verbracht habe. Zögerlich erreiche ich die Veranda und betrete vorsichtig die erste der drei Treppenstufen aus Holz.

Es knarrt, nachdem ich sie achtsam betrete. Stufe für Stufe arbeite ich mich tapfer empor und anders wäre es für mich nicht zu schaffen. Ich gehe absichtlich bedächtig, fühle mich trotzdem beunruhigt und komme mir vor, als würde ich vor der Prüfung meines Lebens stehen.

Mein Herz rast.

Auf der Veranda steht der kleine, runde Metalltisch mit seinen verschnörkelten Verzierungen. Daneben zwei bequeme Metallstühle. Auf der linken Hälfte der Veranda steht das alte, verblasste Sofa meiner Oma. Erst im späten Herbst kommt es zurück ins Haus.

Direkt neben der Eingangstür befindet sich der Tisch, umrahmt von zwei farblich abgestimmten Sesseln. Auch hier hat Enrik liebevoll einige Details dekoriert. Kissen liegen auf dem Sofa und den Sesseln verteilt. Eine weiche Decke, die lässig über die Lehne gelegt wurde, lädt zum Kuscheln und Verweilen ein.

Alles wirkt auf den ersten Blick, als ob hier jemand wohnt. Ich werde das seltsame Gefühl nicht los, jeden Moment öffnet sich die Tür. Eine Frau, ein Mann und ihre Kinder treten heraus. Mir kommt es vor, als würde ich mit meiner Anwesenheit eine glückliche Familie dabei stören, ihr friedliches und glückliches Leben zu leben.

Sicher für mich ist nur, ich bin nicht Teil dieser glücklichen Idylle. Ich bin nichts weiter als eine flüchtige Erinnerung an meine vergangenen Wünsche. Ein blass gewordener Zukunftstraum, der mehr denn je unerreichbar bleibt.

Betrübt senke ich meinen Blick zum Schlüsselbund, den ich in meinen Händen halte. An dem hängt ein Herz, welches nun in meiner Hand liegt. Der Salzteig wurde rot angemalt, anschließend lackiert und ist mittlerweile abgegriffen.

Ein Geschenk von Torben. Zum Valentinstag. Für mich.

Wie unsagbar glücklich ich mich gefühlt habe, nachdem ich die kleine Geschenkpackung aufgerissen habe. Regelrecht trunken vor Glück. Er hat mir nichts Pompöses, keinen riesigen Strauß dunkelroter Blumen oder kostbaren Schmuck geschenkt. Nein, er hat mir etwas von sich geschenkt.

Kostbare Zeit. Und viel Liebe.

Zögerlich betrachte ich nochmals die Eingangstür und sauge tief die Luft in meine Lungen. Erst danach fühle ich mich einigermaßen gewappnet, die Tür zu öffnen. Beherrscht drehe ich den Schlüssel im Türschloss um.

Ich betrete einen großen Raum, der Wohnzimmer, Esszimmer und Küche in einem ist. Die Bereiche gehen fließend ineinander über. Alles liegt

mucksmäuschenstill im flirrenden Licht der Wasserreflexionen. Ich hole noch einmal tief Luft und sauge den mir bekannten Duft meiner Familie ein, der in allen Ritzen sitzt und für immer mit diesem Haus verbunden bleibt.

Himmliche Familie, Geborgenheit, Zuversicht.

Auf dem großen Esstisch steht ein Korb voller Früchte, den Enrik hergestellt haben muss. Ich berühre die hellbraun gemaserte Tischplatte, die mir beim Aufwachsen zugesehen hat.

Wie damals hauche ich auf die polierte und glänzende Tischplatte. Wie von Geisterhand verschwindet mein Atem. Ich sehe mich als Kind mit meinem älteren Bruder Hauke an diesem Tisch sitzen. Bei ›Mensch ärgere dich nicht‹ mühe ich mich gegen ihn ab, um ihn zu schlagen. Hauke hat haargenau gewusst, dass ich es nicht ertragen kann, zu verlieren.

Selbst heute stachelt er mich gerne auf und verspottet mich gelegentlich. Mich, die kleine, dumme Schwester, die jedes Mal auf seine Neckereien hereinfällt. Inzwischen zwar weniger als damals, aber ich kann eben schlecht aus meiner Haut.

In meiner Erinnerung sehe ich Madeline in der Küche. Sie kocht Marmelade ein. Lächelnd schaut sie zu uns herüber. Enrik bereitet draußen Holz vor und stapelt es sorgsam für das nächste Lagerfeuer. Am Abend sitzen wir darum versammelt und lauschen seinen spannenden Geschichten. Wir rösten Brot am Stock und wollen ewig nicht zu Bett gehen. Irgendwann fallen uns Kinder dennoch die Augen vor Müdigkeit zu und unsere Eltern tragen uns ins Haus.

Alles hier erscheint friedlich.

Das ist ein guter Ort. Einer, den ich zu lange vergeblich außerhalb von hier gesucht habe.

Mein Blick gleitet zum Bücherbord, in dem unzählige alte, ausgefranste Bücher stehen. Und etliche Fotos Holzrahmen. An einem bleibe ich hängen.

Es zeigt Torben und mich.

Ein stehender Schmerz durchzuckt mich. Damals sind wir Hand in Hand über den Weihnachtsmarkt in der Stadt geschlendert. Ein vertrauter Duft steigt in meine Nase, obwohl ich weiß, ich bilde es mir ein. Es duftet nach gerösteten Mandeln, verbranntem Zucker und heißem Punsch. Unsere Nasen sind gerötet. Wir sehen aus, wie Rudi, das Rentier.

Kein Wunder, denn wir frieren uns den Allerwertesten ab. Die Temperaturen sind seit Tagen nicht über null Grad geklettert. Dazu der eisige Wind, der vom gefrorenen See weht.

Er trägt die Mütze, die ich schrecklich geschmacklos gefunden habe. Seine braunen Augen, eingerahmt von dichten und dunklen Wimpern, strahlen und lächeln.

Gemeinsam sehen wir in die Kamera. Er mit seinem schönen Kinn und den sinnlichen, weichen Lippen. Und ich strahlend vor Glück. Der Ring an meinem

Finger erinnert mich an seine Frage, ob ich mir vorstellen kann, seine Frau zu werden.

Das konnte ich. Absolut.

Heute kommt es mir vor, als wäre es ewig her. Oft frage ich mich, wo ich heute stehen würde, wenn er eine andere Straße entlanggefahren wäre. Derlei Fragen gestalten sich müßig.

Ich nehme das letzte, gemeinsame Foto in die Hand, um ihn lange zu betrachten. In einem Anfall von Schwermut und Raserei habe ich in der Toskana alle Fotos mit seinem Gesicht von meinem Handy gelöscht, weil er mich alleingelassen hat. Entsprechend zärtlich fahre ich nun über das anmutige Gesicht. Lange betrachte ich die dunkelbraunen Haare, seidig und glatt wie seine immer gebräunte Haut.

Seufzend schiebe ich die Bücher im Regal beiseite und deponiere das Bild und das Herz vom Schlüsselbund dahinter. Es zu entsorgen, bringe ich noch nicht über das Herz. Aber es ständig anzusehen, mich an die schönen und wundervollen Momente zu erinnern, an seine letzten Worte, den letzten Kuss, den letzten dies, den letzten das ... Nein, das ertrage ich noch weniger.

Ich entscheide daher später, was ich damit tun werde. Vielleicht dann, wenn ich erwachsen bin und bleiben kann.

Mir eine Schweißperle von der Stirn wischend gehe zurück zu meiner Tasche, die auf dem Boden vor dem Esstisch steht. Ich nehme sie und öffne die Tür zum Schlafzimmer.

Das große Doppelbett ist frisch bezogen.

Enrik.

In meinem Herzen breitet sich ein arges Kneifen aus. Es verteilt sich mit meinem Herzschlag bis in jede winzige Pore. Kommt gar nicht in die Tüte, dass hier Gäste schlafen, denn ich schlafe hier.

Punkt.

Die Tasche lasse ich auf den Boden fallen. Das Auspacken eilt nicht. Die drei Sachen, die ich besitze, sind eh schnell verstaut und können noch einen Moment darauf warten, in den Schrank geräumt zu werden. Wenn überhaupt.

Gespannt, was es Neues im Kinderzimmer gibt, verlasse ich den Raum. Schlafzimmer, Bad und Kinderzimmer gehen vom Wohnbereich ab.

Nachdem ich die Tür zum Kinderzimmer öffne, staune ich nicht schlecht. Hier wurden keine Betten bezogen und ich fühle mich abermals angefressen. Haben meine Eltern ernsthaft vor, die Gäste in meinem Bett schlafen zu lassen?

Ich öffne das Fenster mit dem hübschen Ausblick auf die Seelandschaft, um frische Luft hineinzulassen. Ein altes Plakat von Enigma, das mit kleinen Kritzeleien übersät ist, hängt über meinem alten Bett. Schon der markante Name, der übersetzt ›Rätsek‹ heißt, klingt geheimnisvoll und hat meinen ungebremsten Hunger nach Fantasie beflügelt. Dazu die mystische Musik ...

Auf dem Schreibtisch stehen Bücher, die ich als Jugendliche gelesen habe. *Romeo und Julia*, *Was ihr wollt*, *Anna Karenina*, *Ivanhoe* und *Don Quijote*. Gedankenverloren fahre ich über die leicht staubigen Bücher und erwäge, sie demnächst zu lesen.

Daneben stehen einige CDs und die Kiste mit meinen Erinnerungen. Ich öffne den angestaubten Deckel.

In einer kleinen Dose für Tabletten befinden sich meine Milchzähne. Ich finde eine Haarsträhne aus Kindertagen, Kinokarten von meinem ersten Rendezvous mit Torben und andere Andenken aus meinem Leben, die ich in dieser Kiste aufbewahre. Seufzend nehme ich den Karton und verstecke ihn oben auf dem Schrank. So bleibt mehr Platz für die Gäste und sie werden nicht verleitet, in meinem Leben herumzuschnüffeln.

Eilig verlasse ich den Raum und gehe in den Essbereich, wo der kleine Strauß Kornblumen noch auf dem Tisch liegt. Die Blümchen kommen in ein kleines Glas mit Wasser, das ich auf den Esstisch stelle. Zärtlich fahre ich mit meinem Finger über die feinen Blütenblätter.

Bei meinem Rundgang entdecke ich im Bad zwei frische Handtücher, die an den Handtuchhaken hängen. Gleich morgen bestelle ich zusätzliche Handtücher bei Enrik. Oder der Besuch geht leer aus.

Mir schnuppe.

Im Spiegel schaue ich mich an. Eine Frau Mitte zwanzig mit müden, blauen Augen und einer fettigen Kurzhaarfrisur, blickt mir entgegen. Sie braucht dringend eine gründliche Wäsche, die nicht gegen die dunklen Augenringe hilft. Dazu braucht es ausreichend Schlaf.

Also, warum nicht gleich nach der Dusche ins Bett schlüpfen?

Sauber ins Bett zu gehen, ist purer Luxus, wenn ich an Schweden zurückdenke. Bei den dortigen, tagelangen Wanderungen ist jedes Bad ein purer Genuss und eine echte Wonne gewesen. Wie töricht es mir heute erscheint, ernsthaft zu glauben, alle Anstrengungen ermüden meinen rastlosen Leib durch kilometerlange Fußmärsche. Auf die Art konnte ich zwar schlafen, ohne mir Tabletten einwerfen zu müssen, aber meinen Geist schlage ich eben kein Schnippchen. Der fordert seinen Tribut.

Wandern, um zu vergessen, klingt logisch und nachvollziehbar, bleibt aber eine Milchmädchenrechnung. Selbst nach den monatelangen Streifzügen habe ich mich der bittersüßen Erkenntnis stellen müssen, dass mein Geist dennoch nicht vergessen kann. Um das Gefühlschaos zu toppen, wurde ich mit einem hundetreuen Augenaufschlag gebeten, für immer zu bleiben.

Und was macht Inken?

Genau. Sie folgt dem vertrauten Muster, packt nachts heimlich ihre Sachen und rennt fort. Nach Paris.

Neue Runde, neues Glück. Wer will noch mal, wer hat noch nicht?

Ich kotze gleich.

So hirnrissig kann man gar nicht denken, wie ich mich verhalte. Oder naiv. Genau, naiv trifft es eher. Naiv und feige, sich den Dingen des Lebens zu stellen.

Kraftlos entkleide ich mich und betrachte meinen Körper im Wandspiegel. Der schlanke Leib ist attraktiv genug, um internationales Männerblut in Wallung zu bringen, jedoch malträtiere ich ihn mit anstrengenden Wandertouren, schnellem, substanzlosem Sex und unregelmäßigen Mahlzeiten. Angeekelt wende ich mich ab, weil ich nicht begreife, was Männer daran so faszinierend finden, um sich in Italien sogar dafür auf dem Dorfplatz zu prügeln.

Nach der Dusche laufe ich tropfnass und pudelnackt in die Küche. Meine Füße hinterlassen glänzende Flecken auf dem Holzfußboden.

Ich spähe in den Kühlschrank.

Enrik hat in der Hotelküche kleine Speisen vorbereitet, die verlockend aus dem Kühlschrank duften. Das ist seine Art der Gastfreundschaft. Daran erkenne ich, wie bedeutend die Gäste für ihn sind. Er möchte ihnen den Aufenthalt so angenehm wie irgend möglich gestalten. Das macht neugierig auf die Besucher.

Ich nehme eine vorbereitete Mahlzeit, schlinge sie hastig und kalt hinunter. Das halbe Sandwich von Monseigneur Jean-Paul ist meine letzte Mahlzeit gewesen. Mit einem großen Schluck Mineralwasser spüle ich nach und schmalze, über das rasch eintretende Völlegefühl entzückt, geräuschvoll mit der Zunge. An meinem Kinn hängt ein Tropfen Wasser, während ich mich ratlos umsehe und ihn mit dem Unterarm fortwische.

Was nun?

Ich habe geduscht, gegessen und keinen Plan, was ich in der Stille des Ortes zuerst denken oder anstellen soll. Kurzerhand beschließe ich, die Flucht ins Bett anzutreten.

Müde, als hätte ich Ewigkeiten nicht mehr geschlafen, schleppe ich mich in das Schlafzimmer. Wie gewohnt, will ich allen quälenden Gedanken entkommen. Schlafen, um zu vergessen.

Zufrieden schlüpfe ich in das weiche und bequeme Bett, ziehe das Laken über den Kopf, weil es für eine Zudecke viel zu warm ist. Es ist Hochsommer und die Wärme kriecht bis in die Abendstunden in jedem Winkel des Hauses.

Meine Hände bedecken die Augen, damit es dunkel um mich herum wird. Immer, wenn ich keine Ablenkung habe, fühle ich mich meiner Scham und Angst hilflos ausgeliefert.

So auch jetzt und ich sehe wie gewöhnlich Madelines Gesicht vor mir.

Verjagen kann ich die Flashbacks nicht. Ebenso wenig die nagenden, bohrenden Fragen, die sich in ihrem Gesichtsausdruck manifestieren. Sie quälen mich, jagen mich, bis ich selbst in meinen Träumen auf einer Brücke stehe, hinunterschaue und ernsthaft überlege, ob ich springe.

Damit endlich alles aufhört.

Wie viele Kilometer muss ich noch reisen, um diesen Ort zu vergessen? Erschrocken stelle ich fest, dass die Insel fest in meinem Herzen verankert ist. Gleichgültig, an welchen Flecken auf der Welt ich mich verkrieche.

Ebendarum kann ich mich getrost vor der unbarmherzigen Welt verstecken und mich meinen unliebsamen Geistern stellen, meinen Empfindungen und nicht zuletzt meinen Eltern. Ich muss endlich damit aufhören, die Menschen nach und nach aus meinem Herzen zu verjagen.

Jeden Abend vor dem Einschlafen verfolgt mich ein bestimmter Gesichtsausdruck und ich verziehe schmerzhaft mein Gesicht. Gerade so, als könnte ich damit alles ungeschehen machen. Ich fühle mich von oben bis unten dreckig, obwohl ich sie mit meinen Worten besudeln wollte.

Jetzt bin ich von allem entsetzlich müde.

Meine Lider werden schwer. Erst nachdem das geöffnete Fenster durch einen Luftzug polternd gegen den Fensterrahmen knallt, schreke ich aus dem traumlosen Schlaf auf und finde mich in der Dunkelheit der elterlichen Insel.

Wie spät ist es?

Ich suche mein Handy und linse verschlafen auf das beleuchtete Display. Es ist zehn Uhr durch. Schlaftrunken erhebe ich mich, schliesse im Tran Fenster und Türen und falle danach wieder ins Bett.

Ohne Gedankenschnörkel schlafe ich ein.



Es ist dunkel. Am Nachthimmel zeichnet sich am östlichsten Zipfel das schwache Licht der Sonne ab, die in wenigen Stunden aufgeht. Mit einem weichen, pastelligen Farbenspiel erwärmt er die Dunkelheit und verwandelt sie in ein blendendes Licht. Ein erster Sonnenstrahl durchbricht die Dunkelheit und erhellt den Himmel. Ein strahlendes Orange erfüllt die Luft und die Wolken werden in einem wunderschönen Rosaton überzogen. Farbige Schleier tanzen über den Horizont und vermengen sich mit dem strahlenden Blau des Himmels. Die Welt wirkt plötzlich voller Hoffnung und Freude.

Sanft kräuselt sich eine Welle an den Strand und versickert im feinen Sand. Aus dem Wasser steigt er empor. Torben, den wir alle nur Ete nennen. Bei dem Anblick seiner wohlvertrauten Umrisse verschlägt es mir glattweg die Sprache.

Seine Haut glänzt, als wäre sie von unzähligen Diamanten übersät und die Augen strahlen in der Abendsonne. Ich liebe seine Züge, die weich und sanft erscheinen, als hätte ein Künstler sie gemeißelt. Seine Bewegungen sind geschmeidig.

Er schreitet auf mich zu. Ich fühle mich wie in einem Traum, als wäre ich in eine andere Welt eingetreten. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht und ich spüre,

wie mein Herz schneller schlägt. Es kommt mir vor, als würde er meine Gedanken lesen und wüsste, dass er genau das ist, was ich mir immer gewünscht habe.

Nach wenigen Schritten, die er auf mich zukommt, kann ich problemlos meine Hand ausstrecken, um seine seidig weiche Haut zu berühren. Sie fühlt sich kalt an, weil ihn der nächtliche See erfrischt hat.

Augen wie funkelnde Sterne am Nachthimmel. Voller Liebe und Verlangen. Er lächelt mich an. Es ist ein warmes, unbeschreibliches Lächeln, das mich zum Lächeln bringt und mein Herz einen kurzen Sprung macht. Sanft legt er meine Hand in seine und führt sie zu seinem Herzen.

Ich kann seinen Herzschlag fühlen, der unvermittelt durch meine Adern pocht. Ich schließe meine Augen und fühle plötzlich die warme Brise, die uns umgibt. Alles, was jetzt existiert, sind wir beide.

Vorsichtig schiebt er meine Hand fort, die sich entschlossen zu seinem Brustbein hinaufarbeitet. Bevor er protestiert, trete ich näher, beuge mich vor und küsse ihn sanftmütig am Hals.

Dieser Mann ist das Beste, was mir im Leben passieren konnte. Ich liebe ihn und arbeite mich sehnsüchtig zu seinem Kinn vor, bis sein Einspruch erlischt. Den Kopf neigend seufzt er gedämpft und wendet mir sein Gesicht zu. Es liegt im Schatten der aufgehenden Sonne verborgen, doch ich ahne, dass er sogleich Einwände erhebt.

Kurzerhand bringe ich ihn zum Schweigen, drücke meine Lippen auf seine und fühle mich schlagartig von tausendfachem Glück durchströmt. Ich atme den würzigen Duft nasser Haut und Erde ein. Seine seidigen Lippen küssen meine Stirn und seine Finger streicheln sanft über meine Wangen. Ich schließe die Augen und genieße seine Berührungen.

Ich fühle mich lebendig. Endlich wieder.

Wo, wenn nicht in meinen Träumen?

Ender der Leseprobe